

Nr. 25. Posen, den 21. Juni. 1891.

Hertha.

Novelle von Julius Steinbach.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„In Kurts Charakter," erwiderte der Forstrath, „habe ich mich vollkommen getäuscht. Ich erwartete ein leidenschaftliches Aufbrausen, Vorwürfe und dergleichen, wie sie die Eifersucht einem jungen Manne in den Mund legen würde. Statt dessen hörte ich einen mit berechneter Bosheit gehaltenen, glatten Vortrag. So spricht nicht die gekränkte Liebe, welcher ihr Gefühl stets heilig sein muß. Wer den Gegenstand seiner Neigung so zu begeifern vermag, der giebt selbst kund, daß seine Leidenschaft keine reine war. Kurt's Groll ist nichts als verletzte Eitelkeit. Er meinte, über Dein Herz nach Gefallen disponiren zu können, und würde Dich, hätte er Gelegenheit gefunden, ruhig einer Anderen geopfert haben, wenn nur dieser Entschluß von ihm selbst ausgegangen wäre, wenn es ihm selbst so beliebt hätte. Jetzt, wo er sich verdrängt sieht, ist es ihm weniger um den Verlust Deines Besitzes zu thun, als um die erlittene Kränkung, sich einem Anderen nachgesetzt zu sehen. Vor der Hand wollte ich seinem Entschlusse, uns zu verlassen, nicht in den Weg treten; vielleicht reift Erfahrung seinen Verstand, vielleicht besinnt er sich eines Besseren."

In diesem Augenblicke pochte es bescheiden und Walter öffnete die Thür. Hertha entschlüpfte durch den gegenüberliegenden Ausgang und ließ die beiden Männer allein, die sich erst nach einer langen Unterredung trennten.

* * *

Der Tag der beabsichtigten Treibjagd brach grau und neblig an. Im Zwielicht des Morgens rückten aus allen Theilen des Reviers die Jäger mit den aufgebotenen Treibern gegen das Forsthaus an, in dessen Hofe es seit länger als einer Stunde bereits äußerst lebhaft zuging.

Meinhardt und Hohenhausen ertheilten die nöthigen Befehle, und nachdem sich der Zug in zwei Theile getheilt und alle Vorsichtsmaßregeln noch einmal eingeschärft waren, schwenkte der eine Theil links vom Forsthause gegen den Fluß hinab, um sich mit der vom alten Hohenhausen aufgebotenen Abtheilung zu vereinigen und den Wald in einzelnen Trupps zu durchziehen, während die andere Hälfte durch den oberen Theil des Waldes langsam gegen den Fluß rücken sollte.

Hertha sah den in der Morgendämmerung wegziehenden Schaaren nach, bis sie in dem Dunkel der Holzung verschwanden, und zog sich dann in ihr Zimmer zurück.

Als Bewachung für das Haus blieb der verläßliche alte Niklas mit den Knechten zurück.

Die einzelnen Züge langten an den ihnen zugewiesenen Orten an und bald hörte man das erste Hornsignal und das laute Halloh der Treiber. Zwischen dem Flusse und dem Rande des Hochwaldes befand sich eine mehrere hundert Schritt breite Landfläche, auf welcher bald einzeln, bald in dichteren Gruppen junge Weidengebüsche standen. Der Fluß bog hier scharf um den Landvorsprung und bildete, sich in zwei Arme spaltend, eine kleine Insel.

Hier war es, wo Meinhardt Tags zuvor die Begegnung mit dem Wolfe hatte.

Der Frühnebel lag schwer und kalt auf dem Flusse; man konnte auf größere Entfernungen nicht ganz deutlich sehen.

Aus dem Hochwalde trat, das Gewehr schußrecht im Arme, Hohenhausen, mit großer Aufmerksamkeit nach allen Seiten spähend und horchend.

Da fiel rechts von ihm im Rohre ein Schuß — ein zweiter — dritter folgte.

Aus einem der vielen Weidenbüsche qualmte eine dichte Rauchwolke auf — wieder knallte ein Schuß, — dann ward es still auf beiden Seiten. Der Wind trieb die blauen Rauchwolken in langen Streifen über die Haide hin.

Plötzlich schrillte ein kurzer, aber gräßlicher Schrei durch die Luft. Von beiden Seiten drangen jetzt die Treiber aus dem Dickicht. Meinhardt voran, den Leithund an der Leine.

„Immer links, immer links," rief er, mit der Hand winkend, „der Satan kann nicht sehr weit sein — da — hier — überall Schweiß; halloh, drauf!"

Mit einem Male verstummte die Stimme des Alten; er stieß einen Ruf des Schreckens aus, der die nächst Umstehenden um ihn versammelte.

Auf dem nassen Boden, das Gesicht zur Erde gekehrt, lag Hohenhausen, die Flinte noch in der Hand, neben ihm der Sand vom Blute geröthet. Augenblicklich wurde der Leblose aufgehoben, und der kundige Blick des alten Meinhardt suchte ängstlich nach der Wunde. Endlich fand man dieselbe. Die durchgeschossene Waidtasche zeigte, daß eine Kugel Walter von seitwärts in die Hüfte getroffen habe.

„Das ist höchst sonderbar," sagte der Arzt des nächsten Städtchens, welcher als Jagdliebhaber geladen war und sogleich herbeigerufen wurde. „Der Stellung nach, in welcher der Verwundete sich befindet, kam die Kugel von jener Seite, während meines Wissens nur auf der unsrigen geschossen wurde. Lassen Sie den Verwundeten augenblicklich in's Haus schaffen, Herr Forstrath, und die Jagd einstweilen einstellen. Die Hülfe

darf nicht einen Augenblick verzögert werden, und hier kann ich ohne Instrumente nichts thun."

Auf einer schnell bereiteten Tragbahre aus Baumzweigen wurde der Bewußtlose sorgsam fortgetragen.

Meinhardt war in Verzweiflung.

„So mag die Bestie zum Teufel gehen!" rief er endlich. „Aber wissen muß ich, wer den Unglücksschuß gethan," fügte er hinzu und ließ zum Sammeln blasen.

In kurzer Zeit war Alles auf dem Platze.

„Wer von Ihrer Seite hat geschossen?" fragte Meinhardt die Schützen des gegenüberstehenden Zuges.

Niemand antwortete.

Meinhardt ging von Mann zu Mann. An keinem Gewehre war eine Spur eines kürzlich abgegebenen Schusses zu bemerken.

„Herr Forstrath, Herr Forstrath!" erscholl mit einem Male die Stimme eines Treibers, der zurückgeblieben war und jetzt heftig mit der Hand winkte. „Um Gotteswillen — hierher!"

Man eilte dem Rufenden, der sich in die Weidenbüsche wandte, zu.

Auf einem Sandhügel lag der Wolf verendet — lang ausgestreckt. Einige Schritte aufwärts eine männliche Gestalt, in der alle sogleich Kurt erkannten.

Meinhardt lief hinzu und schauderte zurück.

Von Blut überströmt, die Kehle furchtbar zerrissen, lag der Unglückliche ohne Lebenszeichen, etwa zehn Schritte davon entfernt sein Hut und seine Flinte.

Meinhardt hob das Gewehr auf, während der Arzt bei dem Verwundeten niederkniete. Der rechte Lauf von Kurts Doppelflinte zeigte die Spuren eines vor kurzem abgegebenen Schusses; der linke war abgedrückt, aber der Schuß hatte versagt.

Ein düsteres Lächeln legte sich auf Meinhardts Gesicht; mit einem unbeschreiblichen Blick sah er auf den Arzt, der eben aufgestanden war.

„Nun?"

„Da kommt Menschenhülfe zu spät. Die Kehle ist durch und durch gebissen. Die Hände sind bereits starr und kalt."

„Herr Forstrath," fuhr er fort, sich einige Male umsehend, gleichsam um sich zu orientiren, „es ist ein seltsames Zusammentreffen von Umständen. Meine Pflicht nöthigt mich zu der Bitte an Sie, von dem Vorfalle unverweilt die Anzeige an das Gericht zu machen. Ich will unterdessen nach Herrn Hohenhausen sehen. Hebt den Todten auf und bringt ihn nach dem Forsthause."

„Nein, nein," rief Meinhardt, „meine arme Hertha!" Und sich an einen seiner Heger wendend, fügte er hinzu: „Lassen Sie die Leiche vorläufig in Ihr Haus bringen. Kommen Sie, Doktor!"

Beide besprachen sich auf dem Wege zu Meinhardts Hause über den stattgehabten Unfall.

Der Forstrath, so schmerzlich bewegt er war, sah sich veranlaßt, gegen den Arzt seine traurige Vermuthung über Walter's Verwundung auszusprechen, indem er die nöthigen Aufschlüsse durch Berührung der jüngsten Ereignisse beifügte.

Dieser hörte ihm aufmerksam zu.

„Ich glaube leider mit Ihnen, Herr Forstrath, annehmen zu müssen, der bedauernswerthe junge Mann sei, aufgeregt durch die Szenen der letzten Tage, auf den Gedanken einer heimtückischen Rache gekommen, dabei aber selbst das Opfer geworden. Wahrscheinlich wurde er in demselben Augenblicke, als er den Schuß seines einen Laufes abfeuerte, unversehens von dem durch seine frühere Verwundung wüthend gemachten Thiere angefallen. Daß er einen zweiten Schuß zu seiner Vertheidigung versuchte, beweist der Zustand seines Gewehres. Der nach dem Wolfe gerichtete Schuß versagte, und wehrlos, wie Ihr Neffe nun war, wurde er von dem Raubthiere erfaßt und so gräßlich zugerichtet. Jedenfalls ist dies der einzige nur denkbare Hergang. Ich bedaure herzlich, daß meine Pflicht mir nicht gestattet, Ihnen die unangenehme Berührung mit der Behörde zu ersparen."

Bei diesen Worten hatten sie die mit der Tragbahre nur langsam fortschreitenden Träger eingeholt. Meinhardt eilte voraus, seine Tochter vorzubereiten.

Ein Lager wurde schnell aufgeschlagen und nun erst konnte eine eingehende Untersuchung der Wunde vorgenommen werden.

Die Kugel war neben dem Rückgrat schief eingedrungen und saß auf dem Hüftknochen fest.

Nach einigen Minuten war sie von der geübten Hand des Arztes herausgezogen und ein kunstgerechter Verband angelegt. Des alten Meinhardts Augen hingen ängstlich an dem Gesichte des Arztes.

„Wie ist's — wie steht's, bester Freund?"

„Leidlich! Ohne eine langwierige Rekonvaleszenz wird es freilich nicht abgehen, aber Gefahr ist Gott sei Dank keine vorhanden. Nur Ruhe jetzt."

An der Thür pochte es; Meinhardt öffnete.

„Vater, um Gotteswillen, laß mich nicht so lange in dieser gräßlichen Ungewißheit!" flehte Hertha. „Wie geht's dem Verwundeten?"

„So gut das jetzt nur immer sein kann," tröstete der Alte. „Der Doktor findet keinen Grund zu großer Besorgniß. Darum sei ruhig und bleibe auf Deinem Zimmer. Wenn Walter zu sich kommt, werde ich rufen; aber für's erste braucht er Ruhe."

„Das Wundfieber," fügte der Arzt hinzu, „ist bereits im Anzuge. Mit seinem Eintritte wird die tiefe Ohnmacht, in welche ihn Schmerz und Blutverlust versetzten, bald weichen."

Hertha ging.

„Und die Kugel," frug Meinhardt plötzlich, wo haben Sie die Kugel?"

„Dort im Wasserbecken."

Meinhardt nahm das Blei heraus und betrachtete dasselbe aufmerksam. Dann nahm er aus einem Schranke seine Kugelform und versuchte.

Obwohl durch das harte Aufsetzen des Ladestockes und die durch den Schuß selbst erlittenen Veränderungen aus der Form gebracht, paßte die Kugel doch ziemlich genau in eine der Gießzangen.

Aus allen Zweifeln aber brachte den Forstrath die Bemerkung, daß die Kugel deutlich die Spuren eines dreizügigen Laufes zeigte. Außer Kurt trug Niemand ein in dieser Art gezogenes Gewehr. Meinhardt steckte das Blei in seine Tasche und sprach dann lange und leise mit dem Arzte, der, nachdem er dem Kranken nochmals den Puls gefühlt hatte, mit freundlichem Händedruck schied.

Als Walter aus seiner Betäubung erwachte, war der Tag eben im Anbrechen. Sein matter Blick suchte umher und fiel endlich auf die Gestalt des Forstraths, der im Lehnstuhle neben dem Bett saß und schlief. Einen Augenblick war ihm, als beuge sich ein zartes, freundliches Gesicht mit besorgtem Ausdruck über ihn, aber sein Auge schloß sich zu neuem Schlummer. Erst einige Stunden später kehrte das Bewußtsein heller zurück. Er fand den Doktor und Meinhardt an seiner Seite und nun begannen die gegenseitigen Mittheilungen, aus welchen zu entnehmen war, daß Walter seine Verwundung für einen Akt des Zufalls hielt.

Man fand es natürlich nicht für gerathen, ihn vor der Hand darüber aufzuklären. Meinhardt hatte bereits bei den Behörden die nöthigen Schritte gethan und die Verhandlungen nahmen ihren Verlauf.

Die allgemeine Achtung und Theilnahme, deren sich der Forstrath erfreute, machten, daß der heikle Theil der gerichtlichen Untersuchung nie ganz bekannt wurde. Meinhardt suchte die Mutter Kurts auf, um ihr mit Schonung die Nachricht von dem traurigen Ende ihres Sohnes, der inzwischen beigesetzt worden war, mitzutheilen. Auch erwirkte er beim Fürsten für die gebeugte Frau, die das Unglück ihres Sohnes als ein ihm im Dienste widerfahrenes betrachtete, ein Jahresgehalt. In des Forstraths Haus zu ziehen, lehnte sie ab.

Von Meinhardts Vermuthungen in Betreff Walters Verwundung erfuhr sie nie das Geringste. Die Genesung Walters ging langsam aber stetig vorwärts. Schon nach einigen Wochen vermochte er, wenn auch noch am Stocke und von Meinhardt und Niklas geführt, nach dem Tannenwäldchen zu gehen, wo er damals Hertha überraschte.

Auf dem Krankenlager war ihm diese eine eifrige treue Pflegerin gewesen. Ueber den Herzenszustand der Beiden herrschte kein Zweifel mehr.

Da saß er denn eines Tages noch bleich und matt, aber frohen Muthes und erholte sich in den milden Strahlen der Sonne. Meinhardt hielt die Hand des Genesenden in der seinigen. Was sie gesprochen, wußte Niemand, da Niklas

in den Wald gegangen war; doch hörte dieser bei seiner Rückkehr eben noch die Worte des Forstraths: „In Gottes Namen denn, nächsten September, wenn Sie bis dahin gesund und gerade sind!“

An demselben Tage, an welchem Kurt und Hertha den nächtlichen Scherz mit den Freikugeln hatten, wurde Walter mit ihr ein Jahr später getraut. Einige Zeit vorher hatte der Forstrath Beiden seine Vermuthung in Bezug auf Kurt mitgetheilt.

„Nennt es meinetwegen Aberglauben“, schloß er, aus einem Papier das verhängnißvolle, sorgfältig aufbewahrte Blei wickelnd, „man soll die dunkelwaltenden Mächte nicht herausfordern. Der diese Kugel goß, hat seine Schuld gesühnt. Aber gießt mir nie wieder Freikugeln!“

Der Häuptling.

Von Heinrich Sienkiewicz.

(Nachdruck verboten.)

In der Stadt Antilope, im Staate Texas, herrschte große Aufregung, denn für den Abend war eine Circusvorstellung angekündigt. Die Neugierde und Aufregung der Bewohner war um so größer, als die Stadt seit ihrer Gründung noch keine Circusgesellschaft, keine Seiltänzer und keine Sänger in ihren Mauern beherbergt hatte. Die Stadt war sehr jung. Vor fünfzehn Jahren stand hier noch kein einziges steinernes Gebäude und in der ganzen Gegend war kein Europäer zu sehen gewesen. Auf der Insel, an der Stelle der heutigen Stadt Antilope, befand sich damals ein Indianerdorf Chiavatta, der Hauptsitz des Stammes der Schwarzen Schlangen, welche den in der Nähe gelegenen tschechischen Ansiedelungen viel zu schaffen machten. Die Indianer vertheidigten zwar nur ihr „Territorium“, welches ihnen von der Regierung von Texas für ewige Zeiten traktatmäßig zugesichert war, allein was scheerten sich danach die Kolonisten aus Böhmen? Sie nahmen den Schwarzen Schlangen Land, Wasser, ja sogar die Luft fort und beschenkten sie dafür mit den Früchten der europäischen Civilisation, wofür die Rothhäute sich nach ihrer Art dankbar zeigten, indem sie ihre Nachbarn skalpirten.

Dieser Zustand konnte nicht lange andauern. Die Tschechen riefen die Mexikaner aus La Ora zu Hülfe und überfielen in einer schönen Nacht das schlafende Indianerdorf. Der Erfolg war ein glänzender. Chiavatta wurde zerstört und in Brand gesteckt, die Bewohner gemordet ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Nur wenige Krieger, welche sich während des Ueberfalls auf der Jagd befanden, entgingen dem sicheren Tode. Aus dem Dorfe selbst konnte sich Niemand retten. Die Lage des Ortes, welche den Indianern zum Verderben gereichte, gefiel aber den Tschechen, denn sie begriffen, daß eine Insel leichter zu vertheidigen ist, als eine von allen Seiten dem Feinde zugängliche Stadt. Die Kolonisten übersiedelten mit ihren Familien nach dem verwüsteten Indianerdorf, und an Stelle Chiavattas erhob sich in kurzer Zeit die civilisirte Stadt Antilope, welche fünf Jahre nach ihrer Gründung schon zweitausend Einwohner zählte. Im sechsten Jahre wurde in der Nähe Quecksilber gefunden, in Folge dessen die Einwohnerzahl auf viertausend stieg. Im siebenten Jahre wurden auf Grund des Lynch-Gesetzes die letzten neunzehn Krieger vom Stamme der Schwarzen Schlangen, welche sich in den angrenzenden Wäldern umhertrieben und von Zeit zu Zeit einen Tschechen skalpirten, auf dem Marktplatze gehenkt — und seitdem stand der weiteren Entwickelung der Stadt Antilope nichts mehr im Wege. Für die geistigen Bedürfnisse der Bürger sorgten zwei Zeitungen, welche sich merkwürdigerweise durchaus nicht feindlich gegenüberstanden. In der Hauptstraße waren zwei Schulen, darunter eine höhere; mit den nächsten großen Städten, Rio del Norte und San Antonio, war Antilope durch eine Eisenbahn verbunden. Auf dem Platze, auf welchem die letzten der Schwarzen Schlangen gehenkt wurden, erhob sich ein Krankenhaus; in den Kirchen ertönten allsonntäglich erbauliche Predigten über Nächstenliebe, das siebente Gebot und über andere Tugenden civilisirter Menschen. Ein durchreisender Gelehrter hielt sogar einmal einen Vortrag über „Völkerrecht.“

Die Einwohner hatten alle Ursache zufrieden zu sein. Der Handel mit Quecksilber, Pomeranzen, Gerste und Wein war sehr einträglich, so daß viele von ihnen zu reichen Leuten wurden, um so mehr als sie ehrlich, arbeitsam und genügsam waren. Wer jetzt die blühende Stadt besucht, erkennt in den reichen Kaufleuten wohl kaum jene tapferen Krieger wieder, welche vor fünfzehn Jahren Chiavatta vernichteten. Tagsüber arbeiteten sie in ihren Verkaufsläden, Werkstätten, Komtoirs und Fabriken, die Abende verlebten sie entweder im Kreise ihrer Familien oder am Stammtisch im Gasthaus „Zur goldenen Sonne“ in der Schlangenstraße. In der Stadt ging es ganz gemüthlich zu, Niemand dachte daran, daß auf demselben Erdflecken einst wilde Indianer gehaust.

Die Bewohner eilten in den Zirkus, erstens, weil jeder von ihnen das Bedürfniß fühlte, nach des Tages schwerer Arbeit sich eine kleine Zerstreuung zu verschaffen und zweitens, weil Alle auf die Ankunft der Circusgesellschaft sehr stolz waren. Es ist nämlich bekannt, daß Kunstreiter nur in bedeutenden Ortschaften ihre Zelte aufschlagen; die Ankunft der Deau'schen Truppe war somit ein Beweis der Größe und Bedeutung von Antilope. Außerdem aber hatte die allgemeine Neugierde noch eine dritte, vielleicht die wichtigste Ursache. Nr. 2 des Programms besagte nämlich Folgendes: „Spaziergang auf einem fünfzehn Fuß hoch gespannten Drahtseil, mit Musikbegleitung, ausgeführt von dem berühmten Gymnastiker „der weiße Adler“, Sachem (Häuptling) der Schwarzen Schlangen, letztem Sproß der Könige dieses Stammes: 1) Spaziergang, 2) Antilopensprünge, 3) Tanz und Todtenlied.“

Nirgends konnte wohl dieser „Sachem“ größeres Interesse erwecken, als gerade in Antilope. Der Direktor der Truppe, der ehrenwerthe Monsieur Deau, erzählte im Gasthof „zur goldenen Sonne“, daß er vor fünfzehn Jahren auf der Reise nach Santa Fé in Planos de Tornado einen alten sterbenden Indianer mit einem zehnjährigen Knaben gefunden habe. Der Alte habe ihm vor seinem Tode mitgetheilt, daß der Knabe der Sohn des bei Chiavatta gefallenen „Sachem“ der Schwarzen Schlangen sei. Die Truppe erzog den Knaben, welcher mit der Zeit einer der bedeutendsten Akrobaten wurde. Der Direktor Deau erfuhr erst im Gasthaus „zur goldenen Sonne“, daß Antilope das frühere Chiavatta sei und daß der berühmte „Sachem“ und Seiltänzer zum Vergnügen der Bewohner auf den Trümmern seiner Vaterstadt, auf den Gräbern seiner Väter tanzen werde. Durch diese Nachricht wurde der Circusbesitzer in die beste Laune versetzt, weil er doch mit Recht annehmen konnte, daß Jedermann mit Familie die Vorstellung besuchen werde, um seiner aus der Heimath importirten Ehehälfte und Kindern, die noch nie einen Indianer gesehen haben, den letzten der Schwarzen Schlangen zeigen und mit Stolz ihnen sagen zu können: „Seht Ihr, solche Gesellen waren es, mit denen wir damals kämpfen mußten!“ Kein Wunder, daß vom frühen Morgen an das Wort „Sachem“ in aller Munde war. Die Buben, deren Augen zugleich Neugierde und Entsetzen verriethen, suchten durch die Spalten im Bretterzaun in's Innere zu blicken, die älteren Knaben maschirten stramm auf ihrem Wege aus der Schule, ohne selbst zu wissen, warum ihnen so kriegerisch zu Muthe war.

Acht Uhr Abends. Eine schöne, helle Sommernacht, am Himmel blinken Tausende Sterne, ein leichter Wind weht von dem bei der Stadt gelegenen Pomeranzenhain erfrischende, aromatische Düfte herüber. Der Circus selbst ist in ein Feuermeer gehüllt. An der Haupteinfahrt flackern riesengroße Theerfackeln, deren Schein die dunklen Umrisse des Gebäudes beleuchtet. Es ist dies ein frisch gezimmertes rundes Gebäude aus Holz, mit spitzem Dach, auf dessen Giebel das amerikanische Sternenbanner lustig im Winde weht. Vor dem Eingang stehen diejenigen, die keinen Einlaß mehr bekommen konnten oder die nicht im Stande sind, das Entree zu bezahlen und bewundern die im Hofe stehenden Wagen der Künstlertruppe, ganz besonders aber den vor der Thür hängenden großen Leinenvorhang, auf welchem von Künstlerhand in bunten Farben eine Schlacht zwischen Weißen und Indianern dargestellt ist.

Der Circus beginnt sich zu füllen. Die Schritte der eintretenden Gäste dröhnen in den engen Zwischenräumen zwischen den Bänken und in kurzer Zeit hat die dunkle bewegliche Masse der Zuschauer den ganzen Raum von oben bis unten gefüllt. Der große Raum ist tageshell erleuchtet, denn obgleich die Zeit zu kurz war, um eine Röhrenverbindung mit der städtischen Gasanstalt herzustellen, so sind als Ersatz für die fehlende Gasbeleuchtung unzählige Petroleumlampen im Zuschauerraum vertheilt, welche über die Arena und das Publikum eine wahre Lichtfluth verbreiten. Man sucht durch Unterhaltung sich die Zeit zu verkürzen und erwartet ungeduldig den Beginn der Vorstellung.

Endlich ertönt die Glocke; in der Arena erscheinen sechs befrackte „Künstler“ in hohen Stiefeln, welche sich in zwei Reihen beim Eingang zu den Stallungen aufstellen. Zwischen diesen beiden Reihen stürmt ein Pferd ohne Sattel und Zaum in die Arena hinein. Auf dem breiten Rücken des Pferdes steht die schöne schwarzäugige Tänzerin Lina, welche nun unter Musikbegleitung ihre Glanzleistungen dem Publikum vorführt. Das Pferd rast im Galopp um die Arena und athmet schwer wie eine Dampfmaschine, die Peitschen knallen, die Clowns laufen dem Pferde nach, springen, schreien und ohrfeigen sich, die Tänzerin jagt wie der Blitz vor den Augen der staunenden Zuschauer umher, welche begeistert applaudiren. Welche großartige Vorstellung! Das haben die Einwohner von Antilope noch nie erlebt!

Nr. 1 des Programms ist rasch zu Ende. Jetzt folgt Nr. 2. Das Wort „Sachem-Sachem“ schwirrt in der Luft, Alle unterhalten sich über den Sachem, nur von ihm ist hier heute die Rede, so daß Niemand mehr die Clowns und deren tolle Späße beachtet. Während ihrer humoristischen Intermezzos wird in beträchtlicher Höhe über der Arena ein Drahtseil gespannt. Das Orchester hört auf, „Yankee Doodle“ zu spielen und stimmt die traurige Arie des Kommandeurs aus „Don Juan“ an. Plötzlich fällt ein rother bengalischer Lichtstrahl vom Eingange her in den Raum und erfüllt die ganze Arena mit blutig-rothem Schein. In dieser Beleuchtung soll der schreckliche Sachem, der letzte der Schwarzen Schlangen, erscheinen!

Aber was ist das?! Nicht der erwartete Sohn der Wildniß, sondern der Direktor der Truppe selbst, Mr. Deau, erscheint. Er grüßt höflich nach allen Seiten und ersucht in wohlgesetzter Rede „die geehrten Gentlemen und die schönen und nicht minder geehrten Ladis, sich ja recht ruhig zu verhalten, nicht zu applaudiren und überhaupt den Sachem durch Nichts in seiner „Arbeit" zu stören, da der Häuptling heute sehr aufgeregt und wilder als sonst ist." Diese Rede ruft einen großen Eindruck hervor: die Honoratioren von Antilope, welche vor fünfzehn Jahren so tapfer auf die Bewohner von Chiavatta losschlugen, empfinden jetzt ein ganz eigenthümliches Gefühl. Als die schöne Lina ihre Künste vor ihnen producirte, freuten sie sich, so gute Plätze in der ersten Reihe erhalten zu haben, von wo aus man alles so gut sehen konnte; jetzt hingegen blicken sie nicht ohne Neid auf die Inhaber der oberen Plätze und finden, daß die Hitze, den Gesetzen der Physik zuwider, unten größer ist, als in den höheren Regionen.

Sollte dieser Sachem das Blutbad von damals noch nicht vergessen haben? Unmöglich! Lebte er doch von Kindheit auf unter civilisirten Menschen, mit den „Künstlern" der Deau'schen Truppe! Diese Umgebung und fünfzehn Jahre Künstlerleben, Gasbeleuchtung und Applaus konnten nicht ohne Einfluß auf den jungen Wilden geblieben sein. Sie selbst, die Honoratioren von Antilope, befinden sich doch auch nicht in ihrem Lande, sondern fern von der alten Heimath, und denken an dieselbe auch nicht mehr, als „Business" es gestattet. Vor allen Dingen muß man eben an's Essen und Trinken denken, dann erst an das alte Vaterland — diese ewige Wahrheit muß in gleicher Weise jeder Philister, wie der letzte der Schwarzen Schlangen beherzigen.

In diesen Gedanken wurden die Zuschauer durch ein wildes Heulen im Stalle gestört — und in der Arena erscheint der so ungeduldig erwartete Sachem. Im Circus wird's todtenstill, man hört nur das Zischen des bengalischen Feuers. Aller Augen richten sich auf den Indianer, welcher auf den Gräbern seiner Väter auftreten soll. Stolz und erhaben steht er da wie ein wirklicher Königssohn. Von den Schultern der schönen, jugendlichen Gestalt hängt ein Hermelinmantel herab, das Abzeichen seiner Würde. Das wie aus Kupfer gegossene Gesicht hat Aehnlichkeit mit einem Adlerkopf; in diesem Gesicht leuchten mit kaltem Glanz ein Paar echter Indianeraugen — ruhig, gleichgiltig und dennoch unheimlich. Mit diesen Augen blickt er jetzt um sich, als wollte er sich aus der Versammlung ein Opfer wählen, denn bewaffnet ist er vom Kopf zur Zehe. Auf dem Kopfe weht ein Federbusch, am Gurt hängt ein Beil und ein Skalpirmesser, aber an Stelle des Bogens hat er eine lange Balanzirstange in der Hand, welche ihm zur Erhaltung des Gleichgewichts während seiner Produktionen auf dem Seil dient. In der Mitte der Arena bleibt er stehen und läßt sein Kriegsgeschrei ertönen — das Kriegsgeschrei der Schwarzen Schlangen! Diejenigen, die es damals gehört, haben dieses schreckliche, markerschütternde Heulen nicht vergessen, aber sonderbar! Diejenigen, die vor fünfzehn Jahren keine Furcht vor tausend ebenso heulenden Kriegern empfanden, zittern heute angesichts eines Einzigen!

Der Direktor nähert sich dem Wilden und spricht mit ihm einige Worte, als wollte er ihn beruhigen. Das wilde Thier fühlt die Ueberlegenheit seines Bändigers: die Rede des Direktors wirkt, denn gleich darauf besteigt der Sachem das Seil, welches sich unter der Last seines Körpers biegt; zuweilen entschwindet es dem Auge des Zuschauers und dann scheint der Indianer frei in der Luft zu schweben. Er geht gleichsam bergauf, er geht vorwärts, macht einen Schritt rückwärts und bewegt sich dann wieder vorwärts, indem er mit der Stange das Gleichgewicht regulirt. Er fällt! — doch nein! Ein kurzer, gedämpfter Aufschrei erschallt im Publikum, der aber ebenso plötzlich verstummt. Das Gesicht des Sachem wird immer drohender, immer schrecklicher, seine Augen funkeln immer unheimlicher. Die Unruhe der Zuschauer wird immer größer, im Circus aber herscht Todtenstille. Der Sachem nähert sich dem anderen Ende des Seils, er bleibt stehen und beginnt plötzlich ein Kriegslied zu singen. Sonderbar! Der Häuptling singt englisch! Er hat wahrscheinlich die Sprache der Schwarzen Schlangen verlernt. Niemand achtet auf die Sprache, in der er singt. Alle hören mit gespannter Aufmerksamkeit dem Liede zu, welches zu einem mächtigen Wehklagen anschwellt. Er singt:

„Sobald die großen Regenfälle zu Ende waren, zogen alljährlich fünfhundert Krieger aus Chiavatta ins Feld, um mit den Feinden zu kämpfen, oder in die Wälder, um Wild zu erbeuten. Von den Feldzügen kehrten sie heim mit den Skalpen ihrer Feinde geschmückt, von der Jagd brachten sie Fleisch und Büffelhäute, und ihre Weiber freuten sich der Rückkehr ihrer Männer und tanzten zu Ehren des großen Geistes. Chiavatta war glücklich! Die Frauen arbeiteten in den Wigwams, die Kinder wuchsen zu schönen Mädchen und tapfern Jünglingen heran. Die Krieger starben auf den Schlachtfeldern und gingen dann mit den Geistern ihrer Väter in das Silbergebirge jagen. Ihre Beile waren nie mit Blut von Frauen und Kindern besudelt, denn die Krieger von Chiavatta waren edle Männer. Chiavatta war mächtig, bis die weißen Männer von jenseits des großen Wassers kamen und mit Feuer und Schwert Chiavatta vernichteten. Die Schwarzen Schlangen wurden aber nicht im offenen Kampfe von den weißen Männern besiegt, sondern wie die Schakale schlichen sich die Weißen bei Nacht ein und haben schlafende Männer, Frauen und Kinder gemordet. Chiavatta ist nicht mehr, denn auf seinen rauchenden Trümmern haben die Weißen ihre steinernen Wigwams erbaut. Aber die Geister der Ermordeten und das abgebrannte Chiavatta rufen um Rache!"

Die Stimme des Indianers wurde heiser. Hoch oben auf den Seil schien er in dieser blutrothen Beleuchtung wie ein über den Köpfen der Menge schwebender Dämon der Rache. Der Direktor selbst war unruhig geworden. Die Todtenstille dauerte fort, der Häuptling sang weiter:

„Vom ganzen Stamme blieb nur ein Kind am Leben. Klein und schwach war es, aber es schwor dem Erdengeist, daß er sich rächen wird, daß es die Leichen von weißen Männern, Weibern und Kindern, daß es Blut und Feuersbrünste sehen muß!"

Die letzten Worte klangen in ein wüthendes Heulen aus. Im Circus wurde es lebendig. Tausend Fragen ohne Antwort drängten sich den Zuschauern auf. Was wird dieser wüthende Tiger thun? Was verkündet er? Wie wird er sich rächen? er? ganz allein? — Bleiben? oder fliehen? oder sich vertheidigen? aber wie?!

Plötzlich wurde das Haus durch ein unmenschliches Heulen erschüttert und in demselben Augenblick erhob der gerade unter dem großen Kronleuchter stehende Häuptling drohend seine Stange. Ein Gedanke bemächtigte sich aller Anwesenden: der Wüthende wird den Kronleuchter zertrümmern und die Ströme brennenden Petroleums über seine Feinde ergießen. Aber was ist das?! in der Arena laufen alle dem Ausgange zu und rufen: „Halt, halt!" Der Häuptling ist verschwunden. Er ist vom Seil herabgesprungen und in der Ausgangsthür verschwunden. Er hat also das Haus nicht in Brand gesteckt? aber wo ist er?

In diesem bangen Augenblick betritt er wieder die Arena, erschöpft, wüthend, schrecklich. In der Hand hat er nicht mehr die Stange, sondern eine Blechschüssel, die er den Zuschauern vorhält mit der flehenden Bitte: „Ich bitte für den Letzten der Schwarzen Schlangen!"

Das Publikum athmet erleichtert auf. Das war also Alles im Programm?! Das war auf Effekt berechnet?! Der Sachem wird reichlich beschenkt, seine Schüssel füllt sich mit Dollars. Wie könnte man auch dem letzten der Schwarzen Schlangen seine Bitte abschlagen? und noch dazu in Antilope, auf den Trümmern von Chiavatta . . .

Heiteres.

Zweifelhaftes Lob. Gast: „Das muß man sagen, aufmerksam ist unser Kneipwirth gegen seine Stammgäste — acht Tage lang hebt er oft die Speisen für uns auf!"

* * *

Richtig geschätzt. „Herr von Lilienfeld, soll ich den Saldo von dem verhafteten Papierhändler auch übertragen?"

„Ja, übertragen Sie ihn als Saldo-Mortale!"

* * *

Nichts darin. „Herr Maier, ich glaube, es sind Diebe an Ihrem Kassenschrank."

„Weh' mir, ich bin blamirt!"

* * *

Weiblicher Scharfblick. Mann: „Zu Deinem heutigen Geburtstage, Frau, werde ich Dir einen Fasan schießen!"

Frau: „Ach, Männchen, ich bin schon mit einem Hasen zufrieden — der ist ja auch wohlfeiler!"

Londoner Inserat.

☛ 10 000 Pfund. ☚

Damen mit obiger Mitgift stets auf Lager, ebenso Herren, welche ein entsprechendes Einkommen haben. Damen, welche nicht heirathen wollen, machen wir gegen entsprechende Provision mit reichen Herren bekannt, welche leicht Eheversprechen geben und gerichtliche Entschädigung wegen Bruch dieses Versprechens schon öfters gezahlt haben.

Smart & Cie.

* * *

Genaue Auskunft. Besuch: „Deine Schwester meinte also, gerade diesen Ball nicht versäumen zu können! Was versetzte Deine Mutter darauf?"

Kind: „Sechs silberne Löffel und dem Vater seinen Ueberzieher!"

* * *

Angenehme Begleitung. „Wie sang denn eigentlich die Frau Geheimräthin, bei der Du gestern eingeladen warst?"

„O, Sie sang gerade zur Maibowle, und die war ausgezeichnet!"

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.